



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

König Laurin

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

ständige Werk verwenden muß, doch niemals den wissenschaftlichen Forscher der Mühe überheben, das ganze Werk kennen zu lernen, weshalb sie am besten aus den Monumenten ganz ausgeschlossen geblieben wären. Niemand hat treffender und schärfer über diese Angelegenheit geurteilt als Theodor Mommsen in der Zeitschrift der Monumente selbst: „Die Exzerptenpublikation mag für die Wissenschaft zweiter Ordnung am Plage sein; für unsre Arbeiten ist sie mir immer als ein dem nationalen Unternehmen wenig anstehendes Armutszugnis erschienen.“

Das dritte und letzte Bedenken hat die in die Monumenta aufgenommenen und noch aufzunehmenden italienischen Geschichtswerke zum Gegenstande: sie können nämlich nicht von Anfang an den ausländischen gleichgesetzt werden, weil seit Ottos des Ersten Zeit Italien staatsrechtlich ein Teil des Reichs war. Dabei ist aber doch Wattenbachs Urteil unbestreitbar, „daß Italien schon in der Stauferzeit eine so eigentümliche und selbständige Entwicklung gewinnt, daß ein eigentlicher Zusammenhang mit der deutschen Historiographie nicht besteht,“ auch der Grundsatz von keiner Seite in Zweifel gezogen wird, daß die Monumenta nicht den Verurf haben, der Großmacht Italien die Pflicht abzunehmen, für neue, den Anforderungen der Wissenschaft genügende Ausgaben ihrer Geschichtsquellen zu sorgen. Es dürfte darum auch möglich sein, eine Verständigung über die zeitliche Grenze zu erreichen, an der die Aufnahme der auf Italien bezüglichen Aufzeichnungen in die Monumenta einzustellen ist. Da nämlich mit dem Frieden von Konstanz auch Norditalien, wo die Entwicklung der Stadtrepubliken anhebt, tatsächlich vom Reiche gelöst wird, so sollte bei der Aufnahme italienischer Geschichtsquellen nicht weiter über diesen Zeitpunkt, jedenfalls nicht über das Ende des zwölften Jahrhunderts hinausgegangen werden; denn die Erwerbung, Verwaltung und Verteidigung des Normannenreichs gehört nicht mehr in die deutsche Geschichte, sondern in die Geschichte des Staufischen Hauses, das eben um dieser Erwerbung willen reizend schnell der schon in Friedrich dem Zweiten vollendeten Entdeutschung verfällt; und ein so äußerliches Kriterium wie die Kaiserkrönung auf italienischem Boden kann erst recht nicht maßgebend sein, weil sonst bis 1530 die gesamte italienische Geschichtsliteratur aufgenommen werden müßte. Es empfiehlt sich vielleicht, durch die Vermittlung der vorgeordneten Reichsbehörde und der italienischen Regierung ein Abkommen zwischen der Zentraldirektion der Monumenta und etwa dem Istituto storico italiano über die Verteilung der einzelnen Quellschriften zu treffen, damit eine doppelte Bearbeitung vermieden werde. Sicherlich steht so viel fest: wenn nicht beizeiten dem Eifer Holder-Eggers, der sich seit einem Jahrzehnt mit den italienischen Chroniken beschäftigt und mit seinen Vorarbeiten schon in das vierzehnte Jahrhundert hineingreift, ein Zügel angelegt wird, so werden, da die Scriptoros-Abteilung die andern Abteilungen nach sich zieht, die Monumenta auch im zwanzigsten Jahrhundert noch nicht zum Abschluß gelangen, und zu den anderthalb Millionen Mark, die sie bisher in runder Summe gekostet haben, noch über sechs Millionen Mark mehr nötig sein!



König Laurin



ie sonderbare Lücke in Wilbenbruchs sonst so reicher Begabung, der Mangel an bescheidener und trefflicherer Treue bei der Schilderung geschichtlicher Persönlichkeiten und Zustände, wird um so weniger fühlbar, je mehr der Stoff, den er behandelt, außerhalb der Kreise liegt, deren genauere Kenntnis auch für das große Publikum durch Spezialforschung und Memoirliteratur gefördert worden ist. Für germanische Kraftfülle und Naturwüchsigkeit hat er jederzeit volles Verständnis: was man vermißt sind die unzähligen feinen Schattierungen, die das Individuum, die Stadt, das

Zahrzehnt unterscheiden: alle uns vorgeführten Figuren sind Wildenbruchsche Gestalten, die man auf den ersten Blick als Geschöpfe seiner Phantasie erkennt, und so wenig davon die Rede sein kann, ihnen jedes wahre Leben, jede Wirklichkeit abzusprechen, so läßt sich doch nicht leugnen, daß man an ihnen oft das Charakteristische, das fein und nach den Quellen ausgearbeitete Bild des von der Art verschiedenen Individuums vermißt.

Bunck hatte vor Jahren einen sehr guten Artikel gebracht, worin er sich über gewisse für die ältern Schüler der Public und der Boarding Schools geschriebne Erzählungen lustig machte. Er hatte das Unwahre, Überschwengliche eines Theils dieser Machwerke, die der aufs Große gerichteten, aber natürlich maßlosen Einbildungskraft der jungen Leute willig entgegenkommen, sehr ergötlich parodiert und den Geschichten Illustrationen beigegeben, die in derselben Weise verzeichnet waren wie die Schilderungen: gewandte und nützige Jünglinge mit schlangenartig gewundenen Gliedmaßen, junge Damen in den besorgnißerregendsten, unmöglichsten Stellungen, dazu eine den assyrischen Wandgemälden entlehnte Fauna, undenkbare Bäume, unglaubliche Felsen, verheerende Wellen, haarsträubende Naturerscheinungen. Mit einem Wort alles war so dargestellt, wie man wohl glauben konnte, daß es sich in den überfüzten und irgeleiteten Hirnen des jungen Englands vorfinden mußte. Für die bisherigen Wildenbruchschen Dramen ließe sich leicht etwas ähnliches herstellen:

Anders,
Begreif ich wohl, als sonst in Menschentöpfen,
Maßt sich in diesem Kopf die Welt — —

Die Figuren würden alle den echt Wildenbruchschen bald naiven, bald zu derben, bald phantastischen, immer aber vorzeitlichen und etwas geschwollenen Typus tragen, und der Beschauer dürfte ebensowenig aus der Bewunderung für Wildenbruchs reckenhafte Gefühle wie aus dem Unbehagen über seine eigenwillige, bisweilen etwas schablonenhafte Darstellung herauskommen.

In einem Trauerspiel, dessen Held und Heldin dem Gotenstamme angehören, wie in König Laurin, fällt diese Unbequemlichkeit der Wildenbruchschen Muse kaum in Betracht, denn wo es sich um Ravenna und die Nachfolger des großen Theoderichs, die Amalungen handelt, sind wir alle gern bereit, für die Annahme des Gewaltigen, Außerordentlichen etwas übriges zu tun und uns mit den Handlungen und Gefühlen von Übermenschen, dem eigentlichen Lebenselemente Wildenbruchs, abzufinden. Die heroische Haltung des Ganzen und die einfache, darum aber nicht weniger wirkungsvolle und in der Katastrophe geradezu großartige Handlung des Stückes machen dieses in gewissem Sinne wirklich zu einem Meisterwerke, so ungern man anderseits seine Bedenken wegen des alle Grenzen überschreitenden Großsprechertums Wildenbruchs und seiner Helden und wegen der Art verschweigen möchte, in der er den Kaiser Justinian und dessen Hof gezeichnet hat.

Für die Freunde der Grenzboten, die König Laurin weder gesehen noch gelesen haben sollten — eine Unterlassung, die in unsrer durch soviel brennende Interessen in Anspruch genommenen Zeit nicht unbegreiflich wäre —, sei der Gang des Stückes nebst dessen hauptsächlichsten Szenen hier geschildert: es wird sich dabei auch ab und zu eine Bemerkung über wahrgenommene besondere Schönheiten oder interessante Sonderbarkeiten einflechten lassen, und die Wiedergabe der Eindrücke, die mir das Stück gemacht hat, müßte sehr schlecht gelingen, wenn der Leser nicht trotz der Ausstellungen einen aufrichtigen und von der Zukunft viel erwartenden Bewunderer des Wildenbruchschen Talents in mir erkennen sollte.

Amalajunta, die Tochter Theoderichs des Großen, herrscht als Witwe des letzten Gotenkönigs Gutarich in Ravenna. Sie herrscht, aber unter den sonderbarsten Verhältnissen. Die Goten wollen von einer Königin nichts wissen, sie sind nur einem Manne zu gehorchen geneigt, und die Königin, ein Überweib in jeder Beziehung, würde nach gewöhnlichem menschlichem Ermessen nichts besseres tun

können, als sich je eher je lieber mit dem besten und tapfersten ihrer Goten zu vermählen. Dem verstorbnen Gatten weint sie keine Träne nach: es ist von ihm in dem Stück nur einmal beiläufig als dem Vater ihres gleichfalls verstorbnen Stöbchens Athalarich die Rede, und sie scheint keine guten Erfahrungen in der Ehe gemacht zu haben, denn sie will keinem zweiten Goten die Hand reichen, sie will nicht, wie sie sich etwas drastisch ausdrückt, „in den Stall des Manns heruntersteigen,“ und sie bezeichnet das von den Goten an sie gestellte Verlangen, sich wieder zu vermählen, als schände, weil die Wahl ihr aufgezwungen wird. — Die Königin Elisabeth sagt ganz ähnlich: „Und der Gebieter wird mir aufgedrungen.“

Ich bekenne offen, daß mir das großsprecherische, phantastische Überweib im Grunde ein wenig zuwider ist, aber sie einem zuwiderzumachen ist nicht Wildenbruchs Absicht, denn sie ist die Heldin des Stücks, und wenn die Darstellerin der Rolle von stattlicher Erscheinung ist, schöne Arme und üppige blonde Haare hat, so müßte es mit Kräutern zugehn, wenn sie einem nicht schließlich doch gefiele, namentlich da ihre Gegner, das byzantinische Kaiserpaar, Justinian und seine Theodora, von Wildenbruch als ein so gottvergeßnes, elendes Paär, als solche Bagasch, wie der Wiener sagt, geschildert werden, daß man sich schon um des Gegensatzes willen in Amalafunta verliebt.

Gleich am Anfang des Stücks hat sie eine knaupflige Auseinandersetzung mit ihren Goten, an der das sonderbarste ist, daß sie in Gegenwart der Abgesandten des byzantinischen Kaisers in einer Weise geschieht, als wenn es nicht der Mühe wert wäre, sich vor ihnen auch nur im mindesten zu genieren. *Lo lingo salo so lave on famillo*, sagt der Franzose. Die gotische Königin und ihre Necken sind offenbar anderer Meinung. Es ist der „Tag“ Theoderichs, dessen Andenken bei dieser Gelegenheit dem Herkommen und einer Bestimmung des Verstorbnen gemäß im Palast durch ein Fest, ein Trinkgelage gefeiert werden soll, also ungefähr dieselbe Idee, die in studentischen Kreisen dem Trauersalamander zu Grunde liegt. Amalafunta hat diese Festfeier verboten, weil sie nicht ihren Gefühlen entspricht, und es entspinnt sich zwischen ihr und ihren Goten in Gegenwart einer ausländischen Gesandtschaft eine Auseinandersetzung, deren größter Vorzug beiderseitige Offenheit ohne ängstliche Bedenklichkeit in der Wahl der gebrauchten Ausdrücke ist. Zwei bejahrte Führer Kunigast und Triguilla entwickeln Ansichten, die einen anfänglich etwas befremden, aber diese Befremdung trägt wesentlich dazu bei, einen in das rein gotische Milieu zu versetzen, und da die Vorwürfe, die man sich gegenseitig macht, ein durchaus biedres Gepräge tragen, so findet man sich ohne zu große Mühe in den einmal eingeschlagenen äußerst patriarchalischen Ton. Amalafunta sagt von dem Palast:

Theoderich ging hin.

Jetzt ist's mein Haus.

Damit sage sie etwas Falsches, behauptet der alte Triguilla.

Den Goten allesamt gehört das Haus.

Du bist Verwalterin.

Eine Art Kommunismus, den die Königin begreiflicherweise nicht gelten läßt, und gegen den sie zu Felde zieht, indem sie ausruft:

Verwalterin?

Kunigast: Nichts andres.

Amalafunta (fährt vom Stuhle auf):

Dir Gebieterin!

Dir Königin!

Triguilla: Das gibts nicht bei den Goten.

Wo ist der König zu der Königin?

Weib ohne Mann ist halb.

In das hin- und herschwankende Wortgefecht, das in derber Weise, aber ohne jede Malice geführt wird, und aus dem hervorgeht, daß Amalafunta ihren Goten

nicht gotisch genug ist, greift Cassiodor ein, ein weiser Römer und früherer Berater Theoderichs, der über das Haupt der Königin weg den Goten Recht gibt und ihnen sagt, sie sollen ihr Fest, für das die Vorbereitungen im Saal schon begonnen hatten, aber infolge von Amalafuntas Unzufriedenheit unterbrochen worden waren, wie beabsichtigt abhalten dürfen. Die Königin, so verspricht er ihnen, wird von der an den Hintergrund des Saales anstoßenden und durch einen Purpurchorhang von ihm getrennten erhöhten Loggia aus dem Feste bewohnen, sie wird, sagt er mit einer etwas ungewöhnlichen Wendung

Von dem erhöhten Sitze dort
Das Fest besuchen.

Amalafunta findet sich mit unerwarteter Bereitwilligkeit in diesen Vorschlag: die beiden Führer gehn ab, um Bittiges, den Oberbefehlshaber, zu benachrichtigen, und es wird, noch immer in der Gegenwart der fremden Gefandten, zu einer zweiten noch intimern Familienwäsche geschritten, in deren Verlauf Cassiodor, eine der wenigen nach unsern modernen Begriffen normalen Persönlichkeiten des Stücks, der Königin ins Gewissen redet, sie solle sich mit einem Goten vermählen, ohne jedoch mit seinem Urteil und seinem Räte bei ihr durchzudringen. Er wird im Gegenteil in ziemlich energischer Weise entlassen.

Amalafunta: Du sollst gehn.

Cassiodor: Schick mich nicht fort!

Amalafunta: Ja, guter alter Kinderlehrer, ja.
Cassiodor: Ich kann nicht gehn, mit dem — Gespenst im Nacken.

Amalafunta (mit spöttisch verächtlichem Lächeln):
Gespenster? Sind wir so weit? Dann wird's Zeit,
Daß wir uns trennen. Cassiodor, leb wohl. (Reicht ihm gebieterisch die Hand.)

(Cassiodor schüttelt tief bekümmert das Haupt und geht langsam ab.)

Er ist alles Ernstes entlassen, und das vermessene Überweib, das inmitten der sie von allen Seiten umgebenden Gefahren einen so klugen, treuen und bewährten Ratgeber hätte warm halten sollen, stürzt sich nun auf eigne Faust in das unglaubliche und hirnerbrannteste Abenteuer, natürlich infolge von Größenwahn und unter einem Schwall schönrednerischen Phrasen, der einem alle Überweiber ein- für allemal vergällen könnte.

Das Gespenst, von dem Cassiodor sprach, ist Justinian oder vielmehr Amalafuntas abenteuerliche Idee, sich mit ihm zu vermählen, ohne daß sie dafür einen bessern Grund hat als den, daß sich der Kaiser in achtungsvoller und bewundernder Weise über sie ausgesprochen hat. Er hat gesagt:

Zur Königin geboren, eine Frau.

Hier steht Rom uns wieder auf.

Leibhaftig kennen möcht ich diese Frau,

... die Augen möcht ich sehn,

Die den Verstand so königlich entsenden,

Gestalt und Antlitz, das Gesicht, das ganze,

Das solchen Geist umfaßt.

Die sizilische Gotenniederlassung am Vorgebirge Lilybäum hatte zu diplomatischen Verhandlungen zwischen Amalafunta und Justinian geführt, auf die im Laufe des Stücks wiederholt Bezug genommen wird, und in denen auf Zutun unser's Überweibs dem byzantinischen Löwen zu der Ruh, deren er sich mit Gewalt bemächtigt hatte, auch deren Kalb zu teil geworden war. Zum Besitz des von Belisar besiegten Vandalenkönigs gehörte auch das von Goten bewohnte Gebiet um Lilybäum, das Theoderichs Schwester, Amalafrida, ihrem Gatten, dem Vandalenkönig Trasamund, zugebracht hatte, und statt es darauf ankommen zu lassen, ob man imstande sein werde, dieses Gebiet einem Angriff Belisars gegenüber zu behaupten, hatte die Gotenkönigin das Land ohne weiteres preisgegeben.

Sie sagt zu den beiden schweigenden Gesandten, die den beiden Familienwäschen ohne eine Miene zu verziehen beigewohnt haben:

Da euerm Kaiser das Vandalenreich
Zu eigen ward, ist er nach röm'schem Recht
Auch Herr von Lilybäum. Nach dem Recht
Trat ichs ihm ab.

Beide Gesandte werden in diesem Augenblick in ihrer Art beredt: Höchste weise, sagt Petrus und verbeugt sich. Höchste gerecht, sagt Anastasius und verbeugt sich ebenfalls.

Theodahad, ein junger, der königlichen Familie der Amalungen angehörender, von dem lieben Herrgott im Born der diplomatischen Karriere zugeteilter Mensch, ist eben mit den beiden Schweigenden aus Byzanz zurückgekommen, wo er vom Kaiser empfangen worden ist und diesem einen Brief Amalafuntas gebracht hat, durch den die oben erwähnten anerkennenden Worte: Zur Königin geboren, eine Frau usw. veranlaßt worden waren.

Es folgt bis zum Ende des ersten Akts eine Reihe von Szenen und Auftritten, die hienisch zu dem Gelingensten gehören, was Wildenbruch geschrieben hat, und die allein genügen würden, sein merkwürdiges, geradezu divinatisches Verständnis für hienischen Effekt an den Tag zu legen.

Wie Amalafunta, die einen Cassiodor zur Hand hatte, auf den unglücklichen Gedanken gekommen ist, statt seiner ein Idealschaf wie Theodahad an den durch seine diplomatischen Künste berühmten und berüchtigten Hof von Byzanz zu schicken, wird uns nicht gesagt. Der gute Theodahad war in Byzanz und hat von da ein mit blinder Bewunderung für den Kaiser und alles byzantinische Wesen erfülltes Herz zurückgebracht. Er ist von Justinian zum Patrizier ernannt worden, eine für einen Amalungen offenbar mehr als zweifelhafte Standeserhöhung, und erscheint auch in Ravenna im byzantinischen Staatskleide, was ihm von dem Grauschimmel Triguilla die Frage zuzieht:

Bist du die Königin?

Theodahad: Was soll die Frage?

Triguilla: Weil dir ein Weiberrock am Leibe hängt.

Amalafunta, der einer der beiden Schweigenden auf den etwas barschen Befehl hin: Das Bild zeig her! ohne ein Wort zu sagen, aber mit tiefer Verbeugung ein „kleines, rundes, in goldnem Rahmen gefaßtes Bild“ des Kaisers überreicht, examiniert nun ihren Botschafter über seine Eindrücke, speziell über Justinians Erscheinung. Hier zieht Wildenbruch oder richtiger gesagt Theodahad alle Schleißen seiner poetischen Beredsamkeit auf: man sucht nach einem Tisch, auf den man steigen kann, um nicht im ersten Anlaufe weggeschwemmt zu werden.

Sprich mir von ihm, sagt Amalafunta, die „mit wogender Brust auf das Bild niederfieht,“ und nun bricht's los:

Theodahad: So muß ich von der Sonne
Dir sprechen; denn die Sonne dieser Welt
Das ist er! An dem sorgenvollen Tage,
Als Belisar zu Schiff ging nach Karthago
Zum Kampf mit den Vandalen, sah ich ihn.
Byzanz erzitterte — ein einziger
War ruhig, wie an allen Tagen — er.
Ich sah ihn, als heimkehrend Belisar
Ihm das gefangene Vandalenvolk
Zu Füßen breitete wie eine Schleppe,
Die ihm der Sieg gewoben. Ganz Byzanz
In Jubel überschlug's

(die Kosten, den Erfolg oder gar am Ende sich selbst?)

— ein einziger
 War ruhig, wie an allen Tagen, er.
 Im Hippodrom, umringt von Ungezählten,
 Erhob er sich vom Thron, und aus dem Staube
 Bog er den schmachgebeugten Gelsimer,
 Stark, weise, milde, herrlich wie ein Gott.

Theodahad kommt nun darauf zu sprechen, daß Justinian Frauenrat und Klugheit aufs höchste schätze.

Man sagt von einer,
 Auf deren Ratsschlag er bei allem hört.
 Amalafunta: Sprichst du von seiner Frau? Ist er vermählt?

Und nun gilt es, Amalafunta klar zu machen, wer Theodora ist, und was sie war, und dabei ist sich Wildenbruch der feinen Komik, mit der er die Sache führt, offenbar durchaus bewußt gewesen: die Stelle atmet wahren Humor. Ist er vermählt? hatte Amalafunta gefragt.

Theodahad: O nein!
 Petrus: Er ist es nicht.
 Anastasius: Er ist es nicht.

Damit und mit drei andern Worten, von denen eins (keineswegs) auf Petrus kommt, und zwei (o nein!) auf Anastasius, ist die Leistung der beiden Schweigsamen zu Ende. Am Schluß der Theodahads erteilten Abfertigung, die Wort für Wort wiedergegeben werden muß, weil sie das Überweib wie Röntgenstrahlen durchleuchtet, wird der beiden mit den Worten erwähnt:

Die Senatoren
 Petrus und Anastasius gehn mit dir.

Und dann sagt Amalafunta noch: Ihr seid entlassen, worauf sich die beiden, natürlich schweigend, verbeugen. Kein Vogel, keine Dose, keine Büste, kein Bild!

Da Amalafunta von den Schweigsamen nichts erfahren kann, liegt die Last der Erklärung ganz auf Theodahads Schultern, dem man an dieser Stelle einen gewissen Humor nicht absprechen kann. Theodora ist — Patrizierin. Das genügt Amalafunta nicht.

Wer ist sie? fragt sie. — Von woher? — Wer ist ihr Vater? Petrus und Anastasius machen eine tiefe Verbeugung und blicken stumm verlegen vor sich hin.

Theodahad: Ihr Vater hieß Akatios.
 Amalafunta: Was war Akatios? Namen — Namen —
 Theodahad: Er war — Bärenwärter
 Amalafunta: Im Zirkus. Bären — wärter?
 Theodahad: Bei den Grünen.
 Amalafunta: Bei den — bei wem?

Selbstherrscherin bei so mangelhafter politischer Information, das wird kaum gut enden können. Und nun erfährt sie noch, da sie über Theodoras Vergangenheit berichtet zu sein wünscht, was Alexandrien Byzanz mitgeteilt hatte.

Theodahad: Man sagt,
 Sie hätte im Theater
 Durch Geist geglänzt und auch — vielleicht getanzt.

Amalafunta erholt sich rasch von diesem Schreck — es geht bei Wildenbruch immer alles prompt wie bei einem Vorbeimarsch —, sie fertigt die Behauptung, daß Justinian mit einer Gauklerin auf vertrautem Fuße stehn könne, als Verleumdung ab und beauftragt Theodahad kurz entschlossen, das Schiff, mit dem er eben angelangt ist, mit Gold und Silber zu beladen und samt den beiden Schweigsamen nach Byzanz zurückzukehren, um — dem Kaiser ihre Hand anzutragen. Man befühlte sich Kopf und Hände, und da man wirklich im Parkett sitzt und nicht schläft;

sondern wacht, so lauscht man andächtig dem Auftrage, den Theodahad erhält, und den er wie ein gelehriger Starmach Wort für Wort auswendig lernt:

Als meinen Boten schick ich dich —
 Daß du ihm sagen sollst: Amalafunta,
 Die Kön'gin ist, sowie du König bist,
 Die einsam ist, sowie du einsam bist,
 Die kalt man nennt, sowie sie kalt dich nennen,
 Weil unsre eigne Sonne uns bescheint,

(weiter kann es der Höhenwahnsinn offenbar nicht treiben)

Sie läßt dir sagen, daß sie kommen will,
 Daß sie dich hören, sehn, erfahren will,
 Ob deine Seele so nach Leben hungert,
 Nach großem, wie die Seele lechzt in ihr.
 Und bist du so, dann wollen wir uns beide,
 Wir Hungernden, auf Gipfelhöhn der Welt
 Die Tafel richten und ein Mahl bereiten
 Und eins am andern uns ersättigen.

Sie wird dem Boten in einem zweiten Schiffe folgen, und nachdem die Männer weg sind, kommen mit Gudalinde, Theodahads Gattin, einige die Weiblichkeit angehende Fragen zur Sprache. Gudalinde soll sie schmücken.

Heut ist ein neuer Tag.

Schön will ich sein.

Gudalinde:

Du bist's ja?

Amalafunta:

Schöner noch

Durch Schmutz . . .
 Heut, in Gedanken, tret ich vor den Mann,
 Den ich erwählte.

Gudalinde:

Drüben? In Byzanz?

Amalafunta:

Der große Kaiser?
 Hast du nicht gehört,
 Er sucht nach mir — wie Adler überm Meer
 Begegnen unsre beiden Seelen sich.
 Gleiche zum gleichen — also komme ich.
 Euch alle bring ich ihm zur Morgengabe;
 Das Gotenreich vermählt ich mit Byzanz.

Und wie Gudalinde sich wundernd die Hände zusammenschlägt und das wahre Wort sagt: So — ungeheuer, streichelt ihr das Überweib lächelnd das Haar und sagt:

Armes Seelchen schwindelt,

Weil mans zum erstenmal auf Höhen führt,
 Wo Weltenschicksal ihm zu Füßen liegt?
 Mags euch erschrecken — ich bin euer Schicksal,
 Und fliegen müßt ihr lernen, wie ich fliege,
 Freiwillig oder widerstrebend! Komm —
 So Großes kann der kleine Kopf nicht denken?

Hat großsprecherische Vermessenheit wirklich keine Grenzen? Ist jemand, der so ins Blaue hinausjagt, überhaupt noch vernünftig und bei Sinnen? Kann man ihn, wenn er schließlich mit gebrochenen Gliedern daliegt, als ein unglückliches Opfer bebauern, und muß man nicht vielmehr zugeben, daß ihm Recht geschehn ist?

Wie Wildenbruch darüber denkt, weiß man ja nicht, aber der Eindruck, den solche selbstgefällige, jeder tatsächlichen Begründung entbehrende Reden machen, ist deshalb so unbehaglich, weil man unwillkürlich glaubt, auch der Dichter täusche sich mit schönen Worten über die Wirklichkeit hinweg und empfinde den Hochmut und die Torheit, die er als Edelmut und Übermenschentum preist, nicht in ihrer ganzen Erbärmlichkeit, sondern erwärme sich für sie an den eignen, leider Gottes einem nur zu goldnen Munde entströmenden Worten. Auch Wallenstein war ein vermessenere, hochmütiger Mann, der sein Schicksal nicht mit dem anderer Sterblicher vergleichen wollte; sagt doch Schiller selbst:

Ihr kennet ihn . . .
 Des Glückes abenteuerlichen Sohn,
 Der, von der Zeiten Gunst emporgetragen,
 Der Ehre höchste Staffeln rasch erklimmt
 Und, ungefättigt immer weiter strebend,
 Der unbezähmten Ehrsucht Opfer fiel.

Und doch, wie überlegt, wie zagend, wie menschlich ist dieser Wallenstein in Schillers Schilderung, verglichen mit dem sinnlos dahinstürmenden Überweib. Gordon gegenüber freilich spricht er, schon am Rande des Abgrunds wandelnd, von seinen großmütigen Sternen und ruft verblendet aus:

Wer nennt das Glück noch falsch? Mir war es treu,
 Hob aus der Menschen Reihen mich heraus,
 Mit Liebe, durch des Lebens Stufen mich
 Mit kraftvoll leichten Götterarmen tragend.

Aber wie fein und sicher hat Schiller dafür gesorgt, daß wir es fühlen, wie des Dichters Ohr den gewaltigen Schritt des unerbittlichen Schicksals vernimmt:

Mit leichtem Mute knüpft der arme Fischer
 — sagt Gordon —

Den kleinen Rachen an im sichern Port,
 Sieht er im Sturm das große Meerschiff stranden.

Und:

Furcht soll das Haupt des Glücklichen umschweben,
 Denn ewig wanket des Geschickes Wage.

Und von Max sagt Wallenstein selbst:

O ihm ist wohl! Wer aber weiß, was uns
 Die nächste Stunde schwarzverschleiert bringt.

So vereinigen sich denn abends die Goten zur Festfeier in dem durch Fackeln erleuchteten Saale. Der königliche Stuhl steht auf einer Stufe erhöht und mit Lorbeer geschmückt, davor ein Tisch mit dem Königshumpen, und wie es sich darum handelt, dem toten König, dessen Platz man sich auf dem leeren Königsstuhle zu denken hat, die beiden vornehmsten Goten zu Gesellschaftern zu geben, bezeichnet Wittiges, der Gotenführer, als zweiten, der neben des Königs Stuhl sitzen soll, einen jungen Mann, den die andern nicht kennen; er heißt Amalrich und ist außer Theodahad der einzige noch lebende männliche Amalunge. Sein Auftreten, seine Art zu sein und seine Rede erinnern bisweilen an Parsifal, bisweilen, jedoch in durchaus veredelter Weise, an Kaliban. Die Figur ist Wildenbruch in der Gesamtanlage und in der einzelnen Durchführung außerordentlich gelungen. Man kann sagen, er hat damit einen genialen Griff getan, der das ganze Stück mit einem Wurf in die höhere Region des nationalen Heldenepos emporhebt. Wunderlich und verträumt ist Amalrich allerdings, aber die Art, wie sich Wildenbruch des Charakters seines Helden bedient, um die Legende, die Vision, das Übernatürliche, die Volkspoesie in den Kreis seines Stücks hereinzuziehen, ist meisterlich.

Amalrich ist der Sohn Arigers, des Amalungen, den Theoderich nebst tausend edeln Goten und fünftausend Knechten seiner Schwester Amalafrida mitgegeben hatte, um deren Brautschatz zu bewahren. Nach des Vaters Tode ist der Sohn im Bilyhänschen Land an dessen Stelle getreten. In einer vorzüglich gut angelegten Szene erfahren die Goten, was Amalrich getan hat, als Belisar, nach seinem Siege über die Vandalen in Afrika, die sizilischen Goten auffordern ließ, als Mitbesiegte das Land zu räumen. Statt dem Überbringer dieser anmaßenden Forderung zu antworten, hatte er ihn bei der Gurgel gepackt und ins Meer geworfen. Das war offenbar die einzig richtige, obwohl völkerrechtlich anstößige Antwort gewesen, aber freilich, als dann kurz darauf von Ravenna der Befehl gekommen war, das Land zu räumen, hatte Amalrich ebenso ohne weiteres gehorcht.

Da die andern, denen der junge Mann aus der von ihm dem Befehl gegenüber bewiesenen Nachgiebigkeit keinen Hohl macht, in ein unwilliges Gemurmel aus-

brechen, wird ihm die Sache doch bedenklich: War denn bei dem allen etwas nicht in Ordnung? fragt er, und da ihm gesagt wird, in der Ordnung sei zwar alles gewesen, aber gerade daß es in Ordnung gewesen sei, sei schlimm, sagt er:

Dann ahnt mir.

Triguilla: Ahnt dir was?

Amalrich (starr vor sich hinstehend):

Der Teufel hat die Hand im Spiel gehabt
Und dem verdamnten schwarzen Zwerg geholfen.

Der schwarze Zwerg ist der Zwergenkönig Laurin, dessen Rosengarten in Bern der Sage nach Theoderichs Mannen zerstört haben sollten, und aus dem Amalrich einen Zauberer macht, der in verschiedenen Avatars immer von neuem erscheint, ohne je zu sterben, und der — so behauptet der junge Amalunge — jetzt als Kaiser Justinian lebe.

Heut heißt er Justinian, einst hieß er anders,
Heißt morgen wieder anders; niemand weiß,
Wie er sich übermorgen nennen wird.
Und immer ist's Laurin, der schwarze Zwerg.
Ihm ist versprochen, daß er leben soll,
Bis alle weißen blonden Menschen tot.

Laurin, sagt Amalrich, sei der klügste und stärkste von allen Männern auf Erden, nur eine sei ihm überlegen:

Die ist noch klüger,
Sie denkt dreimal, da wo er zweimal denkt.
Er ist voll Furcht — sie weiß von Furchten nicht.
Sie ist so schön, wie nie ein Weib gewesen.
Ihr Wille überflügelt seinen Willen,
Sowie der Falke überm Reiher fliegt.
Sie wird den Fuß auf seinen Nacken setzen.
Sie ist die Stärkste, und sie hat Gewalt.

In dem Augenblick wird es in der Loggie hinter dem Purpurchhang hell: weder die Goten noch die Zuschauer können einen Augenblick darüber im Zweifel sein, daß Amalajunta, die sich eben in der Loggie eingefunden hat, mit der von Amalrich berichteten Prophezeiung gemeint ist, eine Prophezeiung, die freilich in der klüglichsten Weise zu Wasser wird, und von der man glauben möchte, sie hätte ebensowohl wie Amalajuntas maßloses Prahlen etwas abgemildert werden können, da es in der gegenwärtigen Form und Fassung am poetischen Gleichgewicht zwischen Prophezeiung, Schuld und endlichem Schicksal doch einigermaßen fehlt.

Amalrich scheint Theoderich nur unter dem Namen Dietrichs von Bern zu kennen, und als ihm die Goten wegen dieser Unkenntnis verwehren wollen, als einziger anwesender Amalunge aus dem Königsbecher Bescheid zu tun, schwingt er ihn hohnlachend:

Ihr — mir?

Triguilla: Nicht trinken
Soll aus des Königs Becher, wer nichts weiß
Von seinem König.

Amalrich: Was ihr all nicht wißt,
Weiß ich von ihm: Ich habe ihn gesehn.

Bitiges: Den — toten König? Wann?

Amalrich: In einer Nacht —
Alles war totenstill — hab ich gehört —
Von Afrika herüber kam ein Schrei,
Wie wenn ein Mensch in Todesnöten ruft.
Es war kein Wind, und plötzlich hub das Meer
Von selbst zu wirbeln und zu schäumen an.
Und da — in Lüften — auf nachtsfarbgem Ros
Geritten kam's —

Bitiges: In — Lüften?

Amalrich: Kam's geritten

Bitiges: Groß wie ein Berg —

Amalrich: Was kam?

- Triguilla: Wer kam?
 Amalrich: Ein Mann.
 Zwei Adlerflügel standen ihm am Helm
 Drei Ellen breit.
- Witiges (flüsternd zu den Goten):
 Ganz wie Theoderich.
- Amalrich: Zwölfzacke Krone war des Helmes Spitze.
 Witiges: So war sein Helm.
- Triguilla (leise): Noch wartet ab. (Laut:) Zwölf Zacken
 Gut. Aber weiter?
- Amalrich: Mitten aus den Zacken
 In Gold getrieben stand ein Löwe auf.
- Triguilla (entsetzt zurückfahrend):
 Bei Gott im Himmel. Ja — so war sein Helm.
- Amalrich: Fünf Klafter lang an seiner Seite hing
 Das Schwert herab —
- Witiges: Das alles sahst du? Sahst du?
 Amalrich: Unter den Sternen reiten sah ich ihn.
 Im Nacken hat das Haupt er umgewendet,
 Sowie ein König, der den Heerbann sucht.
 Und als er keinen sah,
 Hob er die Faust und drohte und verschwand.
- Wie nun Amalrich den Königsbecher mit den Worten leert:
 Der mit Laurin dem Zwergenkönig
 Im Rosengarten tritt, Dietrich von Bern!

kennt die Begeisterung der Goten keine Grenzen, sie trinken Amalrich zu und verlangen mehr von Dietrich von Bern zu hören, worauf ihnen Amalrich das Lied von König Dietrich und dem Rosengarten des Zwerges Laurin unter immer höher wachsender Begeisterung zum besten gibt. Während seines Vortrags wird der Purpurvorhang, der die Loggie verhüllt, zurückgeschlagen, und Amalajunta im weißen goldgestickten Gewand, mit entblößten Armen und Schultern, das aufgelöste Haar, von einem Stirnreif durchflochten, bis zu den Hüften niederhängend, erscheint an der Brüstung.

Sie stört durch beißende, unfreundliche Bemerkungen das allgemeine Behagen und macht sich den Goten wie dem Zuschauer unangenehm. Da Wildenbruch nicht der Mann ist, der in einem solchen Falle nicht gewußt hätte, woran er war, und was er tat, so muß man annehmen, daß dieser widrige Eindruck aus irgend einem besondern Grunde, der dem Dichter klar war, aber dem Zuschauer schwerer verständlich wird, unvermeidlich war: vielleicht war der Zweck, dem Zuschauer Gelegenheit zu geben zu der Wahrnehmung, daß Amalrich, wie dies in der Tat geschieht, der einzige Gote ist, der sich Amalajunta trotz ihres den Widerspruch geradezu herausfordernden Benehmens wie ein verzauberter Anbeter blind gehorsam unterordnet.

Du Schöne — Wunderschöne — weißer Gott —
 Befiehl mir — sprich ich weiter?

Das Lied vom Rosengarten, das bekanntlich am Ende berichtet, wie Dietrich den Zwerg Laurin trotz dessen Tarnkappe mit der nackten Hand so packte, daß er pfliff wie zehntausend Mäuse, und ihn zur Erde warf, nachdem er ihn sich dreimal ums Haupt geschwungen hatte, gibt mehrfach zu Ausbrüchen frischen Gotenhumors Veranlassung, namentlich an einer Stelle, wo Amalrich erzählt, der Zwergenkönig Laurin sei über die von den beiden Goten Wittich und Wolfhart angerichtete Verwüstung seines Rosengartens so empört gewesen, daß er gerufen habe:

Ihr bösen Affen,
 Wie habt meinen Garten ihr mißgeschaffen!

Das geht den fidele Goten ganz über die Hutschnur, und sie möchten sich ausschütten vor Lachen.

Gerade als Amalrich sein Lied beendet hat, kommt die doppelte Meldung an Witiges, daß Theodahad heimlich mit den beiden Gesandten abgefeselt sei, und daß

ebenso heimlich das Königsschiff zur Abfahrt gerüstet werde. Damit Amalafunta ihren Plan, nach Byzanz zu segeln, nicht ausführen könne, wird der Palast mit Wachen umstellt, und die Königin wird zur Gefangnen erklärt, worauf sie — in Tränen ausbricht.

Amalrich: Seht ihr denn nicht? Sie weint.

Er nimmt sie gegen die übrigen in Schutz, und ruft ihr in dem einen Falle, freilich mit einem geradezu überwältigenden Aufwande von Negerdeutsch, zu:

Nicht zucken Hand! Nicht fürchten dich vor denen.

Aber seinem Glauben an den „weißen Gott,“ seiner Verehrung für die schöne Frau tut die Kindlichkeit seiner Sprache keinen Eintrag:

Seht sie — sagt er —, welch ein Weib!

Sie denkt Gedanken, die noch keiner dachte.

Sie geht den Gang, und sie nur sieht das Ziel,

Nach dem sie geht. Tore, wenn ihr sie hindert,

Wenn ihr den Zauber stört, der diese führt.

Das Schicksal aller weißen blonden Menschen

Hier stehts, in diesem weißen blonden Weib.

Amalafunta (greift über die Brüstung nach seiner Hand):

Mensch — du hellsehender —

Mit fast unheimlicher Schnelligkeit werden die Goten Amalafuntas Neigung für Amalrich gewahr:

Der erste Mann auf Erden,

An dem es schmilzt, dies harte, kalte Eis!

und überlassen die beiden einander. Die ausgestellten Wachen werden von den Toten zurückgenommen, und alle, außer Amalrich, ziehn sich zurück, in der Hoffnung, er werde die Gelegenheit benutzen und in glücklicher Werbung die Hand der Königin davontragen.

Tochter Theoderichs, hat Wittiges gesagt, du stolze Tochter

Des großen Vaters, willst du immer dem

Nur Kön'gin sein? Nie Weib? Nie Baum? Nur Wipfel?

Hier, dieser Jüngling, Blut vom Königsblut

Der Amalungen, das auch dich erzeugte,

Ihm anvertraut wir unser Schicksal, dich.

Nennst du es Zwang — dein Wille deine Freiheit —

Ich schweige — hör mein Schweigen — du verstehst's.

Amalafunta: Geh! alle — einer bleibe. (Sie zeigt auf Amalrich.)

Es folgt nun der Schluß des ersten Akts, ein Aktschluß, der eine der seltensten Liebeszenen ist, die je geschrieben worden sind. Die Herzen finden sich, die äußern Verhältnisse sind dem Bunde nicht bloß günstig, sondern scheinen ihn geradezu zu erheischen, der Jüngling, das lebenswürdigste und liebebedürftigste Wesen, das je aus Dichters Kopf entsprang, ist weiches Wachs in der Hand des Überweibes, nur sie häumt sich aus falschem Stolze und übermüthiger Selbstvergötterung wider das bescheidnere Glück auf, das ihr eine gütige Vorsehung in den Schoß zu werfen bereit ist. Sie will doch segeln, die übrigen „Knaben,“ die mit Amalrich aus Sizilien gekommen sind, sollen sie begleiten, nur er allein — eine Härte zugleich und ein Bekenntnis — soll in Ravenna zurückbleiben. Er ist in seiner Bereitwilligkeit, zu entsagen, geradezu rührend, und das Überweib fängt sachte an, einem unerträglich zu werden.

Und doch, so unsinnig ihr Beginnen ist, Willenbruch hat das Ding so bezaubernd beschrieben, daß sie einem doch leid tut, und daß man, wie der blonde Gote, sonst etwas tun würde, um ihr zu helfen. Amalrich ahnt, daß die schöne Frau, die mit seinen Gefühlen spielt wie die lichte Sonne mit dem schweren Nebel, sein Verhängnis sein wird:

Ja, mir ahnt —

Amalafunta: Was, Träumer?

Grenzboten I 1903

Amalrich:

Einmal werd ich an dir sterben.
(Sie sinkt kraftlos auf seine Schulter und — verläßt ihn doch.)

Wertlos war bis heute — sagt sie —
Mir die Vergangenheit — o wär sies noch!

(Sie legt beide Arme um seinen Hals.)
Vergangenheit — so schließ ich deine Sinne.

(Sie küßt ihm die Augen zu.)
Sieh mir nicht nach,
Daß wenn ein Mensch dich fragt nach dieser Stunde,
Du sagen kannst, ich weiß von ihr nichts mehr.
Denn ich war blind und taub. Daß, wenn dein Herz
Der Stunde dich gemahnt, du sagen kannst,
Ich weiß von ihr nicht — ich war blind und taub.

(Sie küßt ihn auf den Mund.)
Und so leb wohl!

(Sie küßt ihn noch einmal.)

für immer so

(Sie küßt ihn nochmals.)

leb wohl.

(Der Vorhang fällt. Ein Königreich für einen — Arzt!)

(Schluß folgt)



Feuer!

Erinnerung aus dem russischen Polizeileben

von Alexander Andreas

(Fortsetzung)

11



uch ich selbst empfand Befriedigung wie jeder Mensch, wenn er sieht, daß seine Mühe Erfolg hat. Während ich auf kürzerm Wege durch mehrere kleine Straßen zu meiner Wohnung zurückkehrte, hatte ich Gelegenheit, mich von dem Erfolge meines heutigen Unternehmens zu überzeugen. Die Kunde von meiner Revision schien sich durch den ganzen Stadtteil oder wenigstens über die ganze Sandseite verbreitet zu haben, denn auf vielen Dächern wurden die Schornsteine gereinigt, daß der schwarze Staub weit umherflog.

Ich ging dieses mal mit den Hühnern zu Bett, machte gegen Morgen meine Kunde, nahm, als ich sie mit Tagesanbruch beendet hatte, den Tee ein und warf mich dann in meinen besten Staat. Das Waschen erwies sich aber als eine vergebliche Mühe, denn von meiner linken Hand ließen sich die Rußspuren auf keine Weise entfernen. Ich hatte nämlich, um den Unterschied kennen zu lernen, auch eben gekehrte Schornsteinwände betastet. Ich hatte dabei erfahren, daß sich ein vernachlässigter und ein gereinigter Schornstein so verschieden anfühlen wie ein Tannenzapfen und ein Stück Seidenzeug. Ich hatte mich aber auch überzeugen müssen, daß in gekehrten Schornsteinen der feine Ruß wunderschön schwarz färbte. Nun sah ich bei wiederholtem Waschen, daß diese Farbe zum Verzweifeln echt war. Ich mußte zuletzt die fruchtlose Mühe aufgeben und beschloß den linken Handschuh während meines Besuchs nicht auszuziehen, wie viele es tun, ohne einen triftigen Grund dafür zu haben.

Den Besuch beabsichtigte ich bei den Sawinskis abzustatten. Es war Sonntag. Ich wollte im Stadtteilhause die Klage gegen den Kaufmann Isotow aufsetzen, ohne den Schriftführer damit zu belästigen, und zu gehöriger Zeit den Sawinskis meine Visite machen.